

Die Seite der Frau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **98 (1972)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

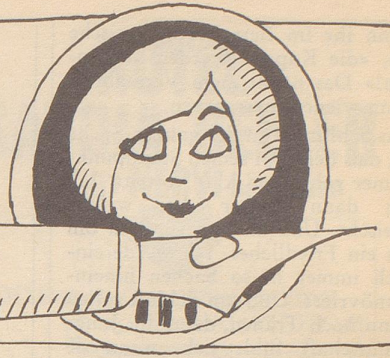
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Seite der Frau



Doch, doch, für mich ganz allein!

Als alleinstehende Person bekommt man von Bekannten und Unbekannten immer wieder das gleiche zu hören: «Für Sie allein lohnt es sich ja bestimmt nicht zu kochen!» Die menschenfreundlicheren unter ihnen fügen dann bei: «Sie werden natürlich im Restaurant essen», und die andern sagen etwa: «Sie können ja zwischen hinein eine Kleinigkeit nehmen, und Rohkost ist schließlich gesund.»

Nun will ich nicht bestreiten, daß es tatsächlich Menschen gibt, die mit einer halben dünnen Zwetschge und einem Joghurt im Tag vielleicht nicht gerade fröhlich, aber immerhin ätherisch durchs Leben wandeln. Allein, ich gehöre nicht zu ihnen. Deshalb beeile ich mich immer, auf die eingangs erwähnte Behauptung zu antworten: «Doch, doch, ich koche, für mich ganz allein: Suppe, Fleisch, Gemüse, Salat, Dessert. Und ich trinke auch regelmäßig zum Essen. Nein, nicht Hagebuttentee. Auch nicht Mineralwasser.»

Besonders Familienmütter sehen mich dann oft erstaunt an und sagen, daß sie für sich allein niemals einen solchen Aufwand treiben würden. Wieso eigentlich Aufwand? Ich koche ja nur einmal am Tag richtig, und zwar abends, wo ich besser Zeit dazu habe. Dabei kann ich mich von der Tagesarbeit aufs angenehmste erholen; zudem habe ich derartige Übung erlangt, daß ich auch kompliziertere Menüs in kurzer Zeit zustande bringe. Ich decke mir den Tisch in der Stube, höre während des Essens Radio oder lese Zeitung. Nach dem Abwaschen (kurzes Spülen unter dem heißen Wasserstrahl genügt meistens) mache ich mich neugestärkt wieder an die Arbeit. Natürlich esse ich auch gern auswärts. Aber nicht in Tea Rooms. «Du verkehrst so in Männerwirtschaften», hat einmal eine Freundin leicht vorwurfsvoll zu mir gesagt. Gerade dort fühle ich mich wohl, in alten, verräucherten Lokalen, wo einem beim Eintritt ein Duftgemisch von Zwiebeln, Surchabis, Röschi und Rotem entgegenschlägt, wo die alten Holztische mit sauberem Papier

bedeckt sind, auf dem man dann auch die Rechnung addiert und das nach jedem Gast gewechselt wird, wo die Serviertöchter keine Bäbi, sondern wirkliche Menschen sind, mit denen man ein Wort reden kann, und wo der Patron selber kommt und einem seine Carafe Réserve aufstellt.

Aber auch meine Begeisterung für solche Beizen findet bei den wenigsten Frauen ein Echo. Sehr oft bekomme ich den Eindruck, als sei Kochen und Essen für viele von ihnen eine gewaltige Liebesleistung zur Gesunderhaltung ihrer Familie oder ein geschicktes meteorologisches Experiment, um die Wolken am Ehem Himmel zu verjagen. Von ihrer eigenen Freude am Kochen oder Essen sprechen diese Frauen fast nie; daher wohl auch ihre Einstellung, «für mich allein lohnt es sich sowieso nicht», auch nicht auswärts zu essen, wenn sie einmal allein wären und Zeit hätten.

Ich aber bleibe unfrustriert bei meinen Koch- und Eßgewohnheiten. Denn ich habe nun einmal kein Talent zum Aetherischen, und um solide Grundpfeiler meiner Weltanschauung umzustürzen, braucht es schon etwas mehr als Joghurt und eine halbe dürre Zwetschge. Nina

Wer untergräbt eigentlich wessen Autorität?

Mindestens jeden Monat muß ich mir einen Vortrag meines Vermählten anhören: daß ich nämlich ständig seine Autorität untergrabe. Täglich. Stündlich. Daß ich also sozusagen eine notorische Untergraberin sei. Sie werden verstehen, daß dies eine, wenigstens versuchsweise vernünftige, Erzieherin schmerzt, zumal die Behauptung ganz einfach nicht stimmt.

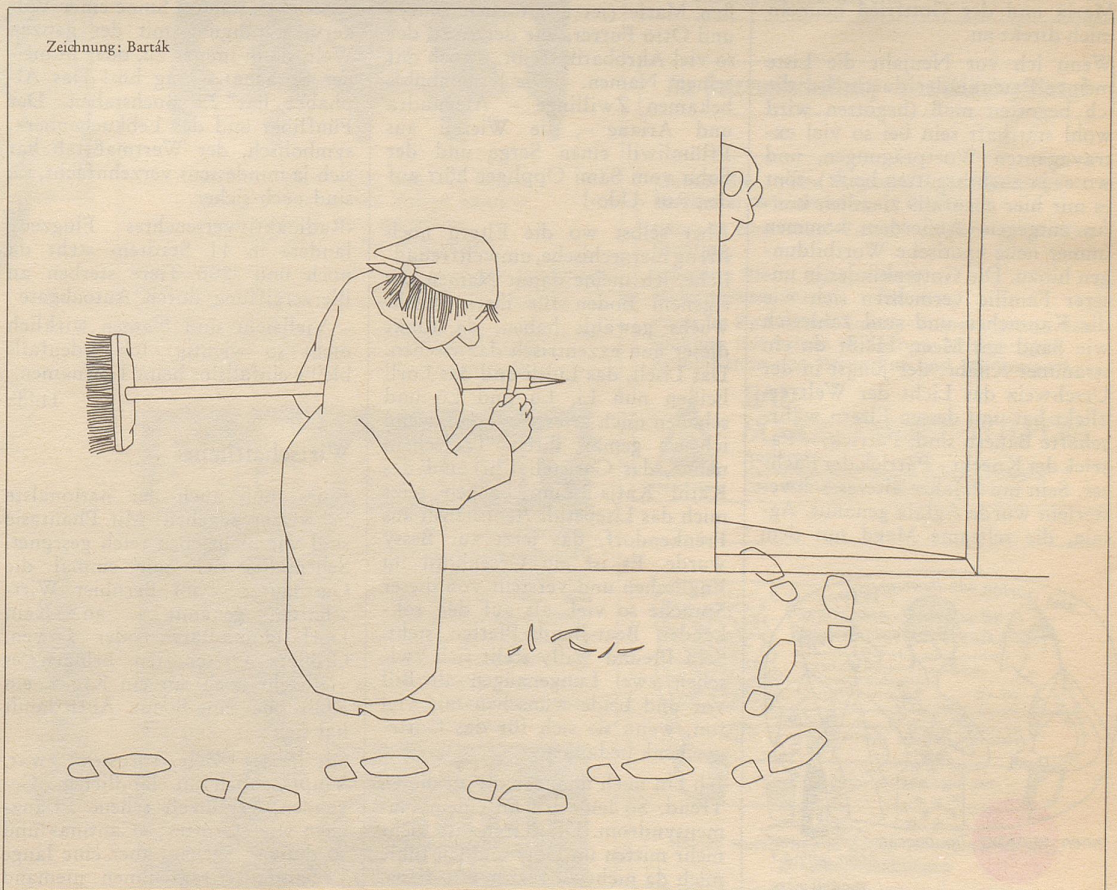
Entscheiden Sie doch selbst:

Die Zwillinge kommen nach Hause. Bei uns ist oberstes Gebot, daß zu-

erst die Aufgaben gemacht werden müssen. Alle kennen dieses Gebot. Die beiden sausen also in die Küche, schmeißen die Mappen in eine Ecke: «Wir müssen schnell dem Papi etwas helfen.» Helfen tun sie, wenigstens in solchen Momenten, immer gern. Schnell geht das aber nie. «Also kommt gar nicht in Frage», kreische ich, «zuerst werden die ...» Aber die zwei sind schon weg. Wenn ich sie dann hole, meinem Gatten quasi von der Brust reiße, dann nennt er das «seine Autorität untergraben».

Es ist Abend und neblig und kalt. «Gut, ihr könnt noch hinaus, aber ihr zieht eine Kappe an.» Protest. Sie wollen nicht. Sie wollen nie. Peter, der in solchen Fällen der Wortführer ist, wendet sich an Papi: «Nicht wahr, Papi, wegen dem bißchen Nebel müssen wir doch keine Kappe anziehen?» Triumph. Sie müssen natürlich nicht. Papi ist für Abhärtung. Das wissen sie. «Aber ich muß euch dann haben,

Zeichnung: Barták



wenn ihr im Bett liegt», kreische ich, «die Kappen werden angezogen!» Das nennt mein Vermählter dann wieder untergraben.

Das Schlimme an der ganzen Sache ist, daß der Papi seinen Standpunkt immer ruhig und klar vertritt. Ich bin dann immer die, welche kreischt. Und an und für sich bin ich ein Friedliches. Ich werde einfach immer in so Sachen hineinmanövriert. Und am Schluß rollen dann noch Tränen, denn die Jungmannschaft fühlt sich, wenn sie Kappen anziehen oder die Aufgaben zuerst machen muß, einfach ungerecht behandelt. Und zwar von Mami. Wenn dann geweint wird, werde ich erneut muff und kreische schon wieder. Das führt dann des öfters zu unerquicklichen Szenen. Das gibt sozusagen einen Hexenkreis. Und ich bin immer die Dumme. Und all das, weil ich scheint's eine notorische Untergraberin bin.

Zugegeben, ich untergrabe manchmal schon – aber ich halte wenigstens keine Vorträge! R.-A.-U.

Ist der Name Schall und Rauch?

Ich glaube nun wirklich auch: Wir sind überfremdet. Lese ich da zum Beispiel in der Rubrik «Basler Zivilstand» vom Freitag den 7. 1. 72 bei den Geburten die Namen: Tanja, Simone, Geneviève, Raphael, Nadine vor helvetisch provinziellen Deutschschweizergeschlechtern. Weiter: Tatiana, Saunya, Antonella, Ivana, Carmela, Bente, Jocinto, Addolorata, Thierry usw. Die einzige Anna in der Reihe und die Maria und der Gottfried heimlich mich direkt an.

Wenn ich vor Neujahr die Liste meiner Patenkinder durchsehe, die ich begotten muß (begotten wird wohl statthaft sein bei so viel extravaganter Wortprägungen, und wo es ja auch begatten heißt), tönt es mir hier ebenfalls ziemlich konfus entgegen. Außerdem kommen immer neue exotische Wortbildungen hinzu. Die Gottenkinder in unserer Familie vermehren sich wie die Kaninchen und sind zahlreich wie Sand am Meer. Heißt da ein strammer Knabe, der jüngst in der Urschweiz das Licht der Welt erblickt hat und dessen Eltern wahrhaftige Bauern sind, Patrick. – Patrick der Knecht - Patrick der Pächter. Sein um 2 Jahre älteres Schwesterlein wurde Aglaia genannt. Aglaia, die seltsame Magd mit dem



Zeichnung: Barták

seltsamen Namen. Die Eltern heißen Marie (jetzt natürlich Mary) und Otto Furrer, wie der Arzt, der so viel Akrobatik treibt, – auch mit seinem Namen. – Die Kräienbühls bekamen Zwillinge – Alexandra und Ariane –, die Wieseli aus Pflümlwil einen Serge und der Sohn vom Sämi Oppliger hört auf den Ruf «Udo»!

Aber selbst wo die Eltern noch streng hierarchische, umweltfreundliche, ich meine damit Namen aus eigenem Boden für ihren Nachwuchs gewählt haben, da funkt dieser nun exzentrisch dazwischen. Das Liseli, das Luisli und das Lorli heißen nun Li, Lu und Lo und schauen mich griesgrämig an, wenn ich sie gemäß ihrem Taufschein nenne, das Christeli Chri und das Käthi Katja. Zum Lachen reizt mich das Lisebethli Aenishänsli aus Frenkendorf, das jetzt zur Bessy wurde. Es ist ein Greenhorn im Englischen und versteht von dieser Sprache so viel, als auf den rökenden Beat-Bands-Platten steht. Sein Freund Willy stellt sich zwischen zwei Lungenzügen als Bill vor und beide wünschen mir viel fun, wenn sie sich für das Gottegeschenk bedanken.

Ich bin noch unangepaßt an diesen Trend. So leide ich an einem Namensyndrom. Die Kirche ist nicht mehr mitten im Dorf und ich fühle mich da nicht zu Hause mit diesen

Namen. Sollten sie aber ein erstes Anzeichen sein im Sinne einer Völkerverständigung mit der ganzen Welt, dann immer zu, oder in meiner Sprache: «Gäng hü!» Das Alphabet hat 25 Buchstaben. Der Fünfliber und das Lebkuchenherz, symbolisch, der Wertmaßstab hat sich ja mindestens verzehnfacht, sie sind euch sicher.

«Radioaktivverseuchtes Flugzeug landete in 11 Städten» steht da noch und «200 Tiere sterben an Bleivergiftung durch Autoabgase». – Vielleicht sind Namen wirklich nicht so wichtig. Ich jedenfalls bleibe einfalllos beim Taufnamen.

Hilda

Wirtschaftliches

Eines muß auch der nationalste Schweizer zugeben: Mit Phantasie sind wir nicht eben reich gesegnet. Sehen Sie sich nur einmal die Gasthäuser – im Bernbiet Wirtschaften genannt – an. Kein Dorf ohne Bären oder Löwen. Größere Ortschaften bringen es vielleicht noch auf ein Kreuz, ein Rößli oder eine Sonne. Aber damit hat sich's.

In letzter Zeit sprossen zwar, hauptsächlich in ländlichen Gegenden, vereinzelt scheue Pflänzchen wie «Grotte», «Cantina» und so dubiose Sachen, aber eine lange Lebensdauer sagt ihnen niemand

voraus. Im Gegenteil, ein absonderliches und wenig vertrauenerweckendes Gerüchlein haftet ihnen an. Und wer weiß, ob für sie nicht die Ueberfremdung auf Vaterschaft verklagt werden sollte.

Nun kam mir kürzlich ein Büchlein über Englands Gasthöfe in die Hand. Ei, wie das da bunt zugeht! Von der «lästigen Kuh» über das «Elefantenschloß» zum «Wasserkopf» kann sich die Phantasie in beliebigen Gefilden ergehen. Das «brennende Tagebuch» zum Beispiel scheint mir ziemlich symbolträchtig, wenn ich den biederen Plauderi vor seinen Gläschen seine Sorgen zum besten geben höre. Im «schwarzen Jack» braucht es nicht unbedingt kriminell zuzugehen. Besonders sinnig ist es, wenn das erboste Eisi in nicht gerade feiner, aber halt leider etwa vorkommender Art dem Ehemann rät, zum Teufel zu gehen und dieser nur quer über die Strasse dem «Teufel» in die Arme läuft. Ich sehe schon die absoluten Alkoholgegner hochroten Kopfes die Faust ballen: «das fehlte gerade noch, dem Laster mit ideenreichen Namen Vorschub leisten!» Aber kann das Mammeli nicht auch in der «Lustreise nach Jericho» (so nennt sich der älteste Gasthof Englands) vergnügt einen Hagebuttenteetee trinken?

Vom «goldenen Tabakbeutel» und der «Spatzenjagd», vom «Scharfschützen» und dem «gefleckten Huhn» wäre noch zu berichten; aber schließlich wird sich der rechtschaffene Schweizer sagen: «nicht auf den Namen, sondern auf die Qualität kommt es an. Ich ziehe eine Bauernbratwurst im «Bären» einem Hammelbraten im «lachenden Groschen» bei weitem vor.»

Und er hat ja auch recht. Ich meinte nur so. Ruth K.

Unsere Nachbarn

Vor Jahren war ein befreundetes Ehepaar bei uns in den Ferien. Der Mann plauderte gerne mit unserer alten Nachbarin. Einmal fragte sie ihn: «Ja, wie sind Sie denn mit Meiers verwandt?»

Unser Freund antwortete darauf: «Wissen Sie, die Großmutter von Frau Meier und die Großmutter meiner Frau sind Großmütter gewesen.»

Die Nachbarin darauf: «Aha, so ist das!» A Pf

